

SEBASTIAN
FITZEK

PSYCHOTHRILLER

MIMIKY

LIMITED
EDITION

DROEMER

**SEBASTIAN
FITZEK**

PSYCHOTHRILLER

MIMIK

Mit fachlicher Beratung von Dirk Eilert,
des führenden Mimik- und Körpersprache-Experten
im deutschsprachigen Raum

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe Oktober 2022

Droemer HC

© 2022 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Ein Projekt der AVA International GmbH Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: Zero Media

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28157-4

2 4 5 3 1

KAPITEL 4

HAUS DER FAMILIE HANNAH, RICHARD,
PAUL UND KYRA HERBST
12. AUF 13. OKTOBER

Ein Massenmörder sagte einmal, einen Menschen zu töten sei einfach. Mit der Tat zu leben wäre das Schwierige.

Mal sehen, ob das stimmt.

Der erste Stich, direkt ins Herz, kostete fast übermenschlich große Überwindung. Auch wenn es schnell vorbei war und Kyra gar nichts davon mitbekam. Nur ein letzter Seufzer der Fünfzehnjährigen.

Als Nächstes war der Vater an der Reihe. Er starb lauter. Doch die Stille, die nach dem letzten Atemzug einsetzte, war ohrenbetäubender als sein Todeskampf zuvor.

In der Dunkelheit des Schlafzimmers breitete sich der Geruch von Eisen aus. Verklebte die Flimmerhärchen in der Nase. Die Spuren des Mondlichts, die sich durch die Fensterflächen im ersten Stock verirrt, tauchten die Szenerie in einen quecksilbrigen Schein. Malten die Schatten tanzender Äste auf den hellen Teppich, der gierig das auf dem Weg zum Flur vom Messer tropfende Blut aufsaugte.

Wie lustig doch die Tür zum zweiten Kinderzimmer aussah. Mit grüner Tafelfolie beklebt, mit schwarzem Edding beschriftet:

*Seit meinem 12. Geburtstag gilt das Anklopfgebot!
Gezeichnet: Paul*

Also dann. Es ist schon spät, und Töten ist anstrengend.
Ein herzhaftes Gähnen übertönte das leise Knarzen der
sich langsam öffnenden Tür zum dunklen Kinderzimmer.
In dem sich das letzte Ziel für diese Nacht befand.

KAPITEL 5

13. OKTOBER
HEUTE

Feuertote sind Rauchtote.«

Mit diesem Satz im Kopf wachte sie auf und begann unwillkürlich, die Luft stoßweise durch die Nase einzuatmen. Als wollte sie sich vergewissern, dass das Gebäude nicht in Flammen stand und der Qualm bereits in ihr Zimmer strömte.

Doch da war nichts. Da war kein Brandgeruch, kein Rauch bahnte sich seinen Weg durch den Spalt unter der Eingangstür rechts von ihr über den fadenscheinigen Teppich, der einst einmal cremefarben und hochflorig gewesen sein musste, jetzt aber wie ein schmutziger Fußabtreter aussah: grau und von vielen Füßen platt getreten.

»Bei einem Brand sterben die meisten Menschen nicht in den Flammen. Sie ersticken im giftigen Qualm.«

Nun denn, sie hatte eine vollkommen klare Sicht: auf die milchgläserne Lampe, die an eine alte Salatschüssel erinnerte, lieblos an die gespachtelte Decke geschraubt. Fleckig wie die Tagesdecke, auf der sie lag und die sich farblich kaum von den zugezogenen Vorhängen auf ihrer Seite unterschied. Manteldicke braune Stoffplanen, die kein Licht durchließen, sodass sie nicht wusste, ob es Nacht war oder die Vorhänge einfach nur extrem gut verdunkelten. *Vielleicht* – und das war nur einer von vielen Gedanken, die sie verstörten –, *vielleicht befinden sich auch gar keine Fenster dahinter?*

Vielleicht waren die Vorhänge nur eine Attrappe, so wie die Plastikorchideen in der Vase auf der Kommode. Der Fernseher daneben hingegen war echt. Er lief mit einem seltsam monotonen Grundrauschen, wobei sie ihn aktuell mehr als einzige Licht- denn als Informationsquelle wahrnahm. Sein Bildschirm war für den Abstand zum Bett zu klein dimensioniert. Um zu sehen, was auf ihm gezeigt wurde, hätte sie den Kopf heben müssen, wozu sie wohl gerade noch genügend Kraft aufgebracht hätte. Besser noch wäre es, wenn sie sich im Bett aufsetzte, allein für ihren verrücktspielenden Kreislauf. Doch das schaffte sie nicht. Aus dem einfachen Grund, weil die Kabelbinder, mit denen sie gefesselt war, ihr nicht genügend Bewegungsspielraum dafür ließen.

Das Kopfteil ihres Bettes war mit schmutzig grauem Kunstleder überzogen. Ein Edelstahlrohr bildete den Abschluss. Vielleicht aus optischen Gründen, vielleicht, damit auf dem Kopfende abgelegte Gegenstände nicht auf die Matratze herabfallen konnten. Wozu auch immer es ursprünglich gedacht gewesen war, irgendjemand hatte es jetzt genutzt, um sie daran zu fixieren, wobei er die Schlingen der Kabelbinder so fest zugezogen hatte, dass es ihr noch nicht einmal möglich war, die Hände am Rohr entlang seitlich zueinanderzuführen. Somit befand sie sich in einer liegenden Jesus-am-Kreuz-Position, wobei ihr Kopf auf der Matratze ruhte, während ihre Arme jeweils einen halben Meter über dem Oberkörper schwebten.

»Ein einziger in Flammen gesetzter Büropapierkorb kann mehrere Tausend Kubikmeter Rauch erzeugen.«

Offenbar lief im Fernsehen gerade ein Magazinbeitrag zum Thema Brandschutz in den eigenen vier Wänden. Es ging um Rauchmelder, die durchschnittliche Anfahrtszeit

der Feuerwehr und das Phänomen, dass Menschen, die Feuer sahen, von den Flammen oft so fasziniert waren, dass sie wichtige Zeit damit vergeudeten, wie hypnotisiert die zerstörerische Gewalt zu bestaunen, anstatt sofort um Hilfe zu rufen.

»Hilfe!«, schrie sie nun auch. Wenn auch nur in ihren Gedanken. Sie strampelte mit ihren nicht fixierten Beinen die Tagesdecke zum Fußende, als würde das irgendeinen Sinn ergeben.

Aber was an dieser Situation war denn überhaupt sinnvoll?

Aufgewacht an einem ihr fremden Ort, gefesselt an ein ihr fremdes Bett in einer ihr unbekanntem Umgebung, die so anonym und austauschbar eingerichtet war, dass es sich wahrscheinlich um ein billiges Hotelzimmer handelte. Mit einem klaren, völlig ungetrübten Blick auf die trostlose Ausstattung: eine stoffbezogene Stehlampe, dunkle Holzpaneele an den Wänden, ein Aquarell von einem Waldweg schief an der Wand neben einer Tür, die vermutlich zum Badezimmer führte. Sie sah alles, und doch fühlte sie sich so orientierungslos, als stünde sie inmitten einer giftigen Nebelwolke, die sich – und das war ein weiterer grauenhafter Gedanke – von nun an überallhin mit ihr mitbewegen würde, sollte sie sich jemals von ihren Fesseln befreien können. Denn der toxische Qualm füllte nicht ihre Umgebung, das war ihr klar, als sie die Augen schloss und sie sofort das Gefühl überkam, sich in sich selbst umherirrend zu verlieren. Der Nebel des Vergessens (wie sie ihn ab sofort nannte) befand sich in ihr selbst, flutete ihren Verstand.

Erstickt mein Bewusstsein!

Ein röchelndes, angsterfülltes Stöhnen löste sich aus ih-

rer staubtrockenen Kehle. Ein Ausdruck der schrecklichen Erkenntnis, dass sie nicht nur körperlich, sondern auch psychisch hilflos und ausgeliefert war.

Sie schloss die Augen und versuchte, sich zu erinnern, doch da war wieder nur der Nebel des Vergessens. Sie fühlte sich wie eine Autofahrerin, die im dichten Dunst immer langsamer fuhr, weil sie um sich herum alles nur noch andeutungsweise sah. Die Rücklichter der Vorausfahrenden, die schemenhaften Schatten an der Seite, die alles Mögliche sein konnten: Bäume, Leitplanken, liegen gebliebene Fahrzeuge. Man sah irgendetwas, aber wie sehr man sich auch anstrengte, wie energisch man die Augen zusammenkniff, man konnte nicht mehr als eine Ahnung erhaschen. Genau so erging es ihr auf ihrer Gedankenfahrt. Sie wusste, irgendwo in dem undurchdringlichen Qualm lagen ihre Erinnerungen daran, wer oder was sie war und wie sie hierhergekommen war, in diesem Zustand: barfuß, nur mit einem groben Baumwollnachthemd bekleidet, in ein Hotelzimmer verschleppt. Mit Schmerzen, die von irgendeinem Punkt ihres Körpers, den sie noch nicht lokalisiert hatte, in alle Richtungen ausstrahlten.

Und je mehr sie sich anstrengte, ihre Erinnerungen von der undurchdringlichen Nebelhülle zu befreien, desto weiter schien sich all das, was sie als Mensch definierte, von ihr zu entfernen: Name, Alter, Beruf, Familienstand, Herkunft ...

Ich weiß nicht, wer, wo oder was ich bin, dachte sie, und wäre da nicht diese Stimme gewesen, die so angenehm und beruhigend aus dem Fernseher zu ihr sprach, hätte sie vermutlich den letzten Anker in der Realität verloren und wäre vollends auf die offene See des Vergessens getrieben.

»... unterbrechen wir das laufende Programm für eine Liveschaltung zur Pressekonferenz der Berliner Polizei.«

In der Pause, die der TV-Moderator ließ, hörte sie ein quietschendes Geräusch, wie wenn ein Wasserhahn zuge dreht wurde. Im selben Atemzug erstarb das Rauschen, das doch nicht vom Fernseher herrührte.

Sie sah nach links zu der Tür, hinter der sie das Badezimmer vermutete. Dann versuchte sie, ihren Körper in dieselbe Richtung wie ihren Kopf zu drehen, musste aber schreiend aufgeben.

Schon die leichte Seitwärtsbewegung auf dem Bett hatte eine Stoßwelle gleißender, fiebriger Schmerzen ausgelöst, die von ihrer Leistengegend nach oben züngelten.

Verdammt, ich hab den Brandherd gefunden.

Links, über der Hüfte, unter dem Rippenbogen.

Hatten dort die Flammen ihren Ursprung, von dem der bewusstseinsvernebelnde Rauch bis in ihr Gehirn aufstieg?

Der Nebel des Vergessens?

Sie blickte an sich herab. Sah die Ausbeulung unter ihrem Nachthemd.

Was zum Teufel ...?

Es fühlte sich an wie eine klaffende Wunde, die Erhebung unter dem Nachthemd sprach dafür, dass sie mit einem Verband versorgt war. Ausreichend Schmerzmittel hatte man ihr offenbar aber nicht verabreicht. Allein sich wieder flach auf dem Bett auszustrecken tat höllisch weh.

»Guten Tag, meine Damen und Herren, danke, dass Sie so zahlreich gekommen sind. Eins vorweg: Sinn und Zweck dieser Pressekonferenz ist es nicht, die Bevölkerung zu verunsichern, dennoch sehen wir es als unsere Pflicht an, die Allgemeinheit vor Lutz Blankenthal zu warnen. Auch als der ›Chirurg‹ bekannt.«

Sie hob den Kopf und sah im Fernseher einen hageren

Mann mit eingefallenem Gesicht, unter ihm ein eingeblen-
deter Schriftzug: **Kriminalhauptkommissar Philipp Stoya.**

Okay, lesen kann ich also. Und ich stecke in dem verletzten Körper einer erwachsenen, auf ein Hotelbett gefesselten Frau, fasste sie die paar Bruchstücke zusammen, die sie bislang über sich in Erfahrung gebracht hatte.

»Gestern Abend gelang Blankenthal auf spektakuläre Weise die Flucht aus der Gefängnislinik Buch in Pankow. Bei dem Sieben- undfünfzigjährigen handelt es sich um einen höchst manipulativen, ergo sehr gefährlichen Täter, dem sich keiner – und das ist unsere ausdrückliche Bitte – in den Weg stellen sollte. Wenn Sie ihn sehen, spielen Sie nicht den Helden. Bringen Sie sich nicht in Gefahr, sondern rufen Sie sofort die Polizei. Hier eine Aufnahme von Blankenthal jüngeren Datums.«

Sie versuchte, sich an den gefesselten Händen rücklings so weit nach oben zu ziehen, dass sie zwar nicht aufrecht sitzen, wohl aber am Kopfteil des Bettrahmens angelehnt liegen konnte. Der durch diese erneute Positionsveränderung ausgelöste Schmerz war schier unerträglich. Er fühlte sich an, als hätten krallenartige Finger sich dort, wo sie das Pflaster vermutete, in die Haut gebohrt, um an dieser Stelle das Fleisch wie Packpapier mit bloßen Händen vom Körper zu reißen.

Immerhin hatte sie nicht das Bewusstsein verloren und nun einen besseren Blick auf das Foto des flüchtigen Täters, das – abgesehen von einer Spalte mit Aktienkursen am rechten Bildschirmrand – fast den gesamten Fernseher einnahm.

Sie sah nur den Kopf des Ausbrechers, aber würde der Porträtausschnitt sich vergrößern lassen, hätte sie sich nicht gewundert, wenn das Vollbild den Mittfünfziger auf einer Segeljacht stehend gezeigt hätte; die kräftigen Hände

am Steuerrad, das markante, etwas zu große Kinn dem auf-
frischenden Wind entgegengestemmt, der ihm die grauen,
im Nacken gelockten Haare aus der faltigen Denkerstirn
blies. Hätte sie den Gesuchten allein anhand des Bildes mit
drei Wörtern beschreiben müssen, wären es *seriös*, *sportlich*
und *selbstbewusst*. Der leitende Ermittler der Berliner
Mordkommission fand drei komplett gegensätzliche Be-
zeichnungen, wenngleich sie ebenfalls mit S begannen:
»Lutz Blankenthal ist ein Schwerverbrecher, ein Soziopath und Sa-
dist.«

Das Kameralivebild wechselte zu der Ansicht eines Kon-
ferenztisches, der in einem turnhallenähnlichen Saal auf
einer Bühne vor mindestens zwei Dutzend Reportern
stand.

»Er hat es geschafft, ohne jemals Abitur gemacht, geschweige
denn Medizin studiert zu haben, mehrere Arztposten in un-
terschiedlichen Krankenhäusern zu beziehen, unter anderem als
Chefchirurg einer Privatklinik in Potsdam. Er hat Dutzende von Ex-
perten getäuscht, vor allem aber seine Patienten, die ihm ihr Leben
anvertraut und es teilweise verloren haben. Machen Sie nicht den-
selben Fehler und fallen auf sein charismatisches Auftreten und
sein seriöses Äußeres herein. Hinter der sympathischen Fassade
lauert ein hochgradig sadistischer Psychopath. Blankenthal emp-
findet Erregung an geöffneten Menschenkörpern. Er ist kein schel-
mischer Betrüger, der sich einen Dokortitel erschlichen und seine
Vorgesetzten zum Narren gehalten hat. Blankenthal schneidet sei-
ne Opfer zum Vergnügen auf, zum Teil ohne Betäubung, nur um sich
an dem Anblick ihres Innersten zu ergötzen.«

Sie schrie wieder auf. Diesmal nicht vor Schmerz, auch
wenn sie bei den letzten Worten des Ermittlers das pulsie-
rende Ziehen ihrer Wunde noch stärker gespürt hatte. Jetzt
hatte sie der Schreck zusammenzucken lassen. Denn die

Tür zu ihrer Linken, hinter der es gerade noch geklappert hatte, öffnete sich, und es schob sich ein Schwall feuchtwarmer, nach Duschgel riechender Badezimmerluft in den Raum.

Und mit ihr ein Schatten. Nur schemenhaft erkennbar in dem bläulichen Licht, das vom Fernseher abstrahlte. Wo Kommissar Stoya gerade weiter referierte:

»Gestern wurde Blankenthal mit dem Verdacht auf Schlaganfall in die Gefängnislinik eingeliefert, wobei wir davon ausgehen, dass er seine Symptome simuliert hat und in Wahrheit kerngesund ist. In der Klinik gelang es ihm, seine Bewacher und die behandelnde Ärztin zu überwältigen. Er brach einen Spind mit medizinischer Kleidung auf und verkleidete sich erneut als Chirurg. Auf die Umstände seiner daran anschließenden Flucht gehe ich gleich gesondert ein. Sie ist in jedem Fall ein Beweis seiner buchstäblich mörderischen Intelligenz.«

Das war der Moment, als ihr klar wurde, wer der Schatten war, der mit der feuchten Luft aus dem Bad seinen Weg an ihr Bett gefunden hatte. Ein frisch geduschter Mann, nur mit einem Laken um die Hüfte bekleidet, den man sich gut auf einer Hochseejacht vorstellen konnte, würde er nicht halb nackt, sondern in Segelklamotten vor ihr stehen.

»Leider muss ich Sie außerdem darüber informieren, dass der ›Chirurg‹ auf seiner Flucht noch eine weitere ...«

Der Mann stellte den Fernseher mitten im Satz des Polizeibeamten leiser.

»Wer sind Sie?«, fragte sie, obwohl sie seinen Namen gerade erst mehrfach hintereinander im Fernsehen gehört hatte. Ihre Stimme klang halb krächzend, halb flüsternd. Sie fühlte, wie sich ihre Nasenflügel blähten, spürte eine erhöhte Muskelspannung am ganzen Körper. Zittern.

Typische Angstsignale, dachte sie unwillkürlich. *Evolutio-*

när bedingt, wie ihre feuchten Handinnenflächen, mit denen man als Steinzeitmensch auf der Flucht besser Halt an Felsen und Bäumen fand. *Mehr Grip. Deswegen befeuchten wir noch heute unsere Finger vorm Umblättern*, hörte sie ihre innere Stimme erklären.

Der Mann im Zimmer sagte derweil laut und deutlich: »Mein Name ist Lutz Blankenthal. Schön, dass Sie endlich aufgewacht sind. Dann können wir ja gleich beginnen, Frau Herbst.«

KAPITEL 6

Er schaltete den Fernseher ab. Dann bückte er sich vor dem Fußende des Bettes. Sie hörte das Geräusch eines Reißverschlusses.

Großer Gott, was hat er vor? Will er mich aufschneiden? Ohne Betäubung, so wie seine anderen Opfer?

Sie schloss die Augen. Stöhnte. Öffnete sie wieder, doch der Albtraum war nicht vorbei. Der »Chirurg« stand wieder vor ihr. Ohne Skalpell, dafür mit einer schwarzen Sporttasche in der Hand.

»Ich geh mich kurz umziehen«, sagte er.

Umziehen? Wofür?

Hatte er im Bad gerade ein perveres Desinfektionsritual hinter sich? Legte er jetzt seinen OP-Kittel an?

»Was, was ... wollen Sie von mir?«

Bin ich die Ärztin, die er überwältigt hat? Frau Herbst?

»Wo bin ich?«

»In einem Hotelzimmer.«

Das sehe ich. Aber wieso? Wie bin ich hierhergekommen? Da sie ihr eigenes Überleben im Augenblick mehr interessierte als die Ursache dieses Wahnsinns, brüllte sie, so laut es ihre brüchige Stimme erlaubte: »Machen Sie mich los. Sofort!« Hilflos rüttelte sie an ihren Fesseln.

Blankenthal schüttelte energisch den Kopf. »Nein, das kann ich nicht.« Mit der Tasche in der Hand wandte er sich wieder Richtung Badezimmer.

O Gott, er ist wirklich wahnsinnig. Und ich bin ihm ausgeliefert, ohne zu wissen, wer ich überhaupt bin.

Mit einem Mal fühlte sie sich komplett kraftlos, als hätte allein der schwache Versuch, sich aufzubäumen, ihre letzten Reserven verbraucht. Aber wer wusste schon, was sie in den vergangenen Stunden alles hatte durchstehen müssen?

»Tun Sie mir nichts, bitte«, flehte sie ihn an.

Blankenthal blieb stehen. Für einen winzigen Moment fror seine komplette Mimik und Gestik ein. Ein Moment, den sie wie in Zeitlupe wahrnahm. Nur für den Bruchteil einer Sekunde wirkte der Mann wie erstarrt. *Freeze-Effekt – eine unbewusste Orientierungsreaktion*, hörte sie wieder ihre eigene Stimme und wunderte sich, weshalb ihr diese Details auffielen.

»Ich soll *Ihnen* nichts antun?«

Blankenthal löste sich aus der Starre und kam zu ihr zurück. Er beugte sich über sie. War ihr auf einmal so nah, dass sie das frische, nach Holz und Tabak duftende Eau de Toilette riechen konnte, das er im Bad aufgetragen haben musste.

»Ich glaube, Sie verstehen hier etwas falsch«, sagte er und blickte ihr tief in die Augen. Sie spiegelte sich in seinen von tiefblauer Regenbogenhaut umrandeten Pupillen. Leider war ihr Abbild zu klein, als dass sie sich selbst darin hätte erkennen können. Denn sogar daran hatte sie keine Erinnerung mehr: *Grundgütiger, ich weiß nicht einmal mehr, wie ich aussehe.*

»Bitte lösen Sie die Fesseln«, flehte sie, und mittlerweile war es ihr komplett gleichgültig, wie ängstlich und erbärmlich sie sich anhörte ... *denn genau das bin ich: voller Angst und ohne Hoffnung auf Erbarmen.*

»Bitte, ich will nach Hause!«

Wo immer das auch ist.

»Das geht nicht. Ich kann Sie nicht losbinden«, wider-

sprach Blankenthal erneut, wieder mit dieser seltsamen Klarheit in der Stimme.

»Aber wieso denn nicht?«

Hatte sie schon längst an der Abbruchkante gestanden, direkt auf der Klippe der Verzweiflung, gab seine Antwort ihr jetzt den letzten Stoß:

»Weil ich«, sagte Blankenthal, und seine Stimme wurde ernst und schwer, »weil ich viel zu große Angst vor Ihnen habe.«

KAPITEL 7

Vor mir?«

Wäre das eine Komödie gewesen, hätte die Geschichte eines Serientäters, der Angst vor seinem entführten Opfer hatte, vielleicht die Aussicht auf einen heiteren Kinoabend geboten. Nur leider war das kein Film, in dem sie steckte. Und ihre Wunde, die Schmerzen, die Fesseln und nicht zuletzt ihr kompletter Gedächtnisverlust ließen es hoffnungslos erscheinen, dass es für all das hier eine amüsante Erklärung geben könnte.

»Sie spielen mit mir?«, fragte sie. Wie die Katze, die die angeschleppte Maus als Ball missbrauchte und sie durch das Wohnzimmer stupste, bevor sie sie am Ende doch fraß.

»Wie bitte?« Blankenthal zog die buschigen, ebenfalls angegrauten Augenbrauen nach oben. Seine Augen weiteten sich. *Ein Signal echter Überraschung.*

»Das ist ein makabrer Scherz, ja?«, fragte sie ihn.

Er schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht.«

Jetzt reicht's. Sie bäumte sich auf, drückte den Rücken durch, so weit es ihre Fesseln erlaubten. Für einen Moment spürte sie keine Schmerzen mehr, nur noch Wut: »Nein. ICH verstehe nicht. ICH bin IHNEN ausgeliefert.«

Einem Schwerverbrecher, Sadisten und Soziopathen.

»SIE haben Menschen getötet.«

Sie aufgeschlitzt.

»SIE haben mich verschleppt und sehr wahrscheinlich verletzt. SIE halten mich gefangen. Und jetzt behaupten Sie, dass Sie Angst vor mir haben?«

Erschöpft ließ sie den Kopf zurück auf die Matratze sinken. Langsam wurden ihre Arme taub. Ihr Herz schien Probleme zu haben, das Blut aus dem flach auf dem Bett liegenden Körper in die nach oben geketteten Extremitäten zu pumpen. Möglicherweise schnürten die Kabelbinder die Blutversorgung schon ab den Handgelenken ab.

»Sie sind hier eindeutig der Gestörte«, sprach sie weiter, die warnende innere Stimme ignorierend, die ihr riet, den offenbar Geisteskranken vor ihr nicht weiter zu reizen.

Doch obwohl sie ihn beleidigt hatte, wirkte Blankenthal keineswegs verärgert. Eher resigniert. Er nickte traurig und stellte die Tasche ab, in der sich hoffentlich Wechselwäsche befand, die er sich irgendwo nach dem Ausbruch organisiert hatte. Vielleicht war sie aber auch mit Skalpell, Knochensägen und Wundklammern gefüllt.

»Es tut mir leid, dass Sie das Gerede über mich mitbekommen haben.« Blankenthal deutete zum Fernseher. Sie bemerkte, dass sein Körper perfekt trainiert war. Kein Gramm Fett zu viel, keine Rettungsringe, dafür stark ausgeprägte Bauch- und Brustmuskeln.

»Ich wollte wissen, was in den Nachrichten über uns läuft, und habe versäumt, den Fernseher auszuschalten, bevor ich duschen ging, Frau Herbst.«

Herbst.

Schon wieder dieser Nachname.

Er klang vertraut, und dennoch war sie sich unsicher. Vielleicht kannte sie ihn nur wegen der Jahreszeit, die er benannte. Vielleicht hieß sie wirklich so.

Herbst.

Daran konnte sie sich wie an so vieles nicht erinnern.

»Ich weiß nicht genau, was Sie über mich gehört haben,

aber es war vermutlich die Lüge, die sie alle über mich erzählen«, sagte Blankenthal.

Sie seufzte.

Unfassbar, dass ich diese Unterhaltung tatsächlich führe.

»Dann sind Sie nicht aus einer Gefängnislinik ausgebrochen?«

»Das schon. Aber ich war zu Unrecht im Knast. Ich bin kein Perverser. Ich habe niemals einen unschuldigen Menschen absichtlich getötet.« Sein Blick wurde noch energischer. »Ganz im Unterschied zu Ihnen, Hannah Herbst!«